



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im April 1920.

Nr. 4.

Andacht.

Luk. 24, 13–35. Und siehe, zweien aus ihnen gingen an demselben Tage in einen Flecken, der war von Jerusalem sechzig Feld Wegs weit, des Name heißt Emmaus. Und sie redeten miteinander von allen diesen Geschichten. Und es geschah, da sie so redeten, und befragten sich miteinander, nahte Jesus zu ihnen und wandelte mit ihnen. Aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten. Er aber sprach zu ihnen: Was sind das für Neden, die ihr zwischen euch handelt unterwegen, und seid traurig? Da antwortete einer mit Namen Kleophas und sprach zu ihm: Bist du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht wisse, was in diesen Tagen drinnen geschehen ist? Und er sprach zu ihnen: Welches? Sie aber sprachen zu ihm: Das von Jesu von Nazareth, welcher war ein Prophet, mächtig von Taten und Worten vor Gott und allem Volk; wie ihn unsere Hohenpriester und Obersten überantwortet haben zur Verdammnis des Todes und gekreuzigt. Wir aber hoffeten, er sollte Israel erlösen. Und über das alles ist heute der dritte Tag, daß solches geschehen ist. Auch haben uns erschreckt etliche Weiber der unsern; die sind frühe bei dem Grabe gewesen, haben seinen Leib nicht gefunden, kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen, er lebe. Und etliche unter uns gingen hin zum Grabe, und fanden's also, wie die Weiber sagten; aber ihn sahen sie nicht. Und er sprach zu ihnen: O, ihr Toren und trüges Herzens, zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben! — Mußte nicht Christus solches Leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Und fing an von Mose und allen Propheten und legte ihnen alle Schriften aus, die von ihm gesagt waren. Und sie kamen nahe zum Flecken, da sie hingingen; und er stellte sich, als wollte er fürdere gehen. Und sie nötigten ihn und sprachen: Bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben. Und es geschah, da er mit ihnen am Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brachs und gabs ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen. Und sie sprachen untereinander: Bramte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öffnete? Und sie standen auf zu derselbigen Stunde, lehrten wieder gen Jerusalem und fanden die Elfe versammelt und die bei ihnen waren, welche sprachen: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen. Und sie erzählten ihnen, was auf dem Wege geschehen war, und wie er von ihnen erkannt wäre an dem, da er das Brot brach. —

Von einem ernsten, gereiften Christen, dem die ganze unvergängliche Schönheit der Heiligen Schrift aufgegangen war, ist mir mehrfach gesagt worden, dieser Bericht sei seine Lieblingsgeschichte in der Bibel. Und tatsächlich: wie schön ist diese Begebenheit! Da wandern zwei von unseres Heilandes Jüngern am Ostermontag gegen Abend über Feld, wehmüdig

über die Ereignisse des Karfreitags besprechend. Es sind keine unter den Größten, den elf Aposteln gehören sie nicht an, und sie haben auch von dem, was Jesus eigentlich war und wollte, nichts verstanden. Aber in ihnen lebt doch das mächtigste, eine heiße Liebe zum Heilande, eine Liebe, die auch den Tod zu überdauern die Kraft besessen hat. Da gesellt sich Jesus zu ihnen, unerkannt, und jetzt lehrt er sie verstehen, was sie nicht hatten fassen können: Christus mußte Leiden. Alles, was sie nicht verstanden, was ungerecht und ungerecht schien, erhält plötzlich inneren Zusammenhang, wird in seinen Ursachen und Zwecken deutlich. Christus mußte Leiden, das war Gottes Gesetz, und durch sein Leiden sollten wir den Eingang zum Vater finden. Durch seinen Tod sollte die Mauer der Sünde, die uns von Gott schied, zerstört werden. Und als sie das verstanden hatten und nun fröhlich mit dem Fremden beim einfachen Mahle sitzen, da erkennen sie an seinem Brotrbrechen, daß der Unbekannte der Heiland selber ist. Er verschwindet, als sie ihn erkennen, aber sie leidet es nicht mehr in Emmaus, sie eilen den Weg nach Jerusalem zurück, um den andern Jüngern ihre Freude mitzuteilen. Aber dort harrt ihrer bereits eine andere Botschaft: auch Simon hat Jesum gesehen, und die selige Gewißheit breitet sich im Jüngerkreise aus: Christus ist erstanden, Jesus lebt. —

Was ist dieser Geschichte Eigenart? — Nicht nur, daß wir erfahren, wie Jesus sich seinen Jüngern als Auferstandener zeigte. Auch jenes andere, was auch unserer Zeit so sehr fehlt not tut, daß wir nicht alles zuende und alles verloren glauben, wenn wir Schmerzliches erleben und den Zusammenhang der Geschehnisse nicht verstehen. Damals hielten jene Jünger Jesum und alle Hoffnungen, die sie an ihn geknüpft hatten, für tot, und Jesus lebte doch, und was an ihren Hoffnungen berechtigt war, lebte mit! — Heute klagen wir um anderes, was uns zerbrach, und woran unser Sehnen und Hoffen hing, und in kleimütigen Stunden kommt uns der Gedanke, es sei zerbrochen, tot, zuende. Und doch lebt sicherlich weiter, was lebenswert und lebenskräftig daran war, und die Zusammenhänge verstehen wir einst auch! —

Eine geistvolle Frau hat mir einmal gesagt: Gottes Regieren sei eine große Stickereiarbeit. Er sticht, wir aber sehen nur die Rückseite mit ihren scheinbar sinnlosen Kreuz- und Querfäden, mit ihren Knoten, und ihren Fadenenden. Aber einst-mals sehen wir die rechte Seite, und dann verstehen wir auch, daß nicht ein blindes Ungefähr, sondern ein hoher, harmonischer Sinn die Nadel geführt hat. — Den Jüngern von Emmaus war es jedenfalls vergönnt, die rechte Seite plötzlich zu sehen, nachdem sie eben noch die Ungereimtheit der linken bedauert hatten. Uns wird der Herrgott auch einmal ausdeuten, was wir heute nicht begreifen, und wenn nicht in dieser, dann in einer anderen Welt. Nur müssen wir glauben lernen, d. h. lernen, daß wir nicht alle Sorgen haben dürfen, sondern redlich unsere Pflicht tun. Das andere liegt in seiner Hand.

Der Jesum aus dem Grabe rief, wird auch uns helfen,
sobald die Zeit gekommen ist. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!
Amen.

N.

Deutscher Karfreitag.

Eine nicht gehaltene politische Predigt von F. Biedner.

Lucas 24, 26.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Die Passionszeit unseres Volkes hat vorläufig einen Abschluß gefunden, der Friede ist unterzeichnet. Ein Schauspiel der ganzen Welt, den meisten zum Hohn und zu innigster Befriedigung, hängt es am Kreuz, um langsam zu verbluten. Über 4 Jahre hat es gerungen, gerungen mit einer erdrückenden Überzahl, gerungen mit Hunger und Durst, mit Elend und Entbehrung, gerungen gegen das Gift der Verleumdungen und Schändungen. Dann brach es zusammen, und seine Feinde fielen über das ohnmächtige her und schlugen dem gefesselten die Nägel durch Hand und Fuß. Da es nicht mehr zusehen konnte, wie ihm seine Frauen und Kinder durch die schreckliche Waffe der Aushungerung erwürgt wurden, beugte es sich unter das Joch, suchte den Frieden und fand — die Elloverei, damit auch das wachsende Geschlecht noch zur Befriedigung der lusternen Grausamkeit seiner Feinde dienen könne.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Warum drängt sich dieser Schmerzensruf des Psalmisten, den Christus in der Stunde der höchsten Qual ausstieß, jetzt immer auf unsere Luppen? Ist es nicht, weil unser Leid so qualend ist, daß wir meinen, die Kreuzesnot des Heilandes zu teilen? Offenbart sich nicht überhaupt in unserm Schicksal eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem des Gekreuzigten? In herrlicher Einheit und bausender Begeisterung griff unser Volk in den unvergesslichen Augusttagen 1914 zu den Waffen und scharte sich um die Fahnen, um sein Liebstes, Heim und Heimat, gegen den Feind zu schützen. Und dann zogen sie, Wochen lang, Jahre lang, von Sieg zu Sieg, und wir hier beklagten nur eins: daß wir ferne stehen mußten und zuschauen, anstatt zu kämpfen. Das war unser Palmensonntag, eine Zeit, so herrlich und groß, daß unser Herz laut aufschreien möchte, wenn es heute daran denkt. Aber es blieb nicht Palmensonntag. Judas Iskariot, einer von den Zwölfen, ging hin zu den Hohenpriestern, daß er ihn verriete. Die Pharisäer taten sich zusammen mit den Sadducäern, Feinde wurden Freunde um des gemeinsamen Hasses willen; sie, die Jesus Huchler und übertünchte Gräber genannt hatte, vergaßen es ihm nicht und vereinigten sich, um ihn im Namen Gottes ans Kreuz zu schlagen. Sie suchten Zeugnis wider ihn, aber fanden es nicht; schließlich verdammten sie ihn als Gotteslästerer zum Tode. Ist unser Volk nicht auch so verraten worden? Haben nicht aus Hass gegen uns Hund und Rahe sich verbündet? Hat nicht die Welt, weil es ihr so oft gesagt und eingehämmert wurde, schließlich geglaubt, daß der Kampf gegen unser Volk der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der Engel gegen den Teufel sei? Hat nicht der fromme Präsident gesprochen: die Vereinigung ist der ganzen Welt zur Vernichtung Deutschlands ein Beweis dafür, daß Christus noch eine lebendige Macht ist in der Menschheit? Hat nicht eben dieser Fromme selbst gebetet und die Seinen beten gelehrt: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute? — Ecce homo! Mit der Dornenkrone auf dem Haupte statt der Kaiserkrone, die man ihr herunterriß, die Hände gefesselt, verhöhnt und angespießen hat Germania dagestanden, und heute hängt sie am Kreuz, und unten gehen die Priester und Pharisäer vorüber, lästern und spotten und freuen sich triumphierend des gelungenen Werkes. Auch des Petrus Verleugnung wiederholt sich heute, da so viele, die in den Siegestagen mit gejubelt haben, sich verdrössen oder feige abwenden und so das böse Welturteil bestätigen: Wer oben auf ist, ist im Recht; wer unterliegt, hat Unrecht. Vae victis!

Ist es nicht Gotteslästerung, so das Geschick unseres Volkes mit dem Leiden Christi zu vergleichen? Nein. Wir sind Augenzeugen der deutschen Passion und fragen unwillkürlich: Warum ist das so gekommen? Solches Fragen kann ein Zeichen schwachen Gottvertrauens sein, wenn es ein Murren ist, eingebettet von der Unzufriedenheit mit dem Walten des Höchsten oder von der Auflehnung gegen seinen Willen. Doch es kann auch das Warum des gläubig forschenden Menschenherzens sein, das getragen wird von der Überzeugung, daß alles Geschehen

von Gott abhängig ist und seinen Plänen dienen muß. In diesem demütigen, aber kindlich vertrauenden Glauben suchen wir zu ergründen: Warum hat Gott unser Volk solche Wege geführt? Warum läßt er uns diese wunderbare Aehnlichkeit mit dem Kreuzeswege seines Sohnes erkennen? Es kann nicht rein zufällig sein, so können auch solche Vergleichungen nicht vermessen genannt werden. Nur eine Deutung erscheint annehmbar: Gott hat mit voller Absicht unsern Weg in derselben Richtung geführt wie den seines Sohnes, damit wir uns zu der Überzeugung durchkämpfen sollten: ein Weg, der so begonnen hat, kann auch nur in einer bestimmten Richtung weitergehen. Der Herr gibt uns also die Möglichkeit, einen Blick in die Zukunft zu tun.

Doch zuvor läßt uns eins bedenken, das uns vor Anmaßung und vor dem Vorwurf der Lästerung bewahren soll. Wir erkennen staunend jene Aehnlichkeit mit Christi Geschick, aber ebensowenig können wir uns verhehlen: mag auch unser Geschick dem seinen verwandt sein, wir selber gleichen ihm so wenig, wie die Nacht dem Tag. In dieser Unähnlichkeit finden wir den einen Erklärungsgrund unserer schweren Heimsuchung. In den Anfangstagen des Krieges schien es, als ob eine religiöse Neugeburt unser Volk wieder zu des Heilandes Füßen führen sollte; aber die Flamme fiel in sich selber zusammen; wir sind dieselben geworden wie zuvor. Wir sind nicht schlechter als die andern, unser Gewissen ist im Bewußtsein des schuldlos erlittenen namenlosen Unrechtes reiner und freier als das ihre, aber wir sind's noch nicht wert, das Salz der Erde oder das Licht der Welt zu heißen. Darum läßt uns Gott jetzt den bittern Sterbekelch austrinken, weil wir noch nicht gut sind für den Beruf, zu dem er uns ausersehen hat. Ich glaube nicht, daß es der christlichen Prediger Aufgabe ist, jetzt, wo wir ohnedies so tief gebeugt sind, das Joch durch harte Buskpredigt noch unerträglicher zu machen; der Herr will den glimmenden Docht nicht auslöschen und das zerstochene Rohr nicht zerbrechen. Nur müssen wir uns demütigen unter die gewaltige Hand Gottes und glauben lernen: Nicht die Feinde schlagen uns, Gott selber tut es. Meinen wir etwa, er habe uns nicht retten können, wenn er gewollt hätte? (Matth. 26, 53.) Das ungläubige Herz folgert freilich: Gottes Liebe und Gerechtigkeit hätte das, was jetzt an uns geschehen ist, nimmermehr zulassen dürfen. Aber Gottes Kinder wissen, daß ihr Vater die, die er lieb hat, züchtigt, um sie vollkommen und ihm selber ähnlicher zu machen. Gott hat seine besonderen Pläne mit uns; hätte er uns den Sieg geschenkt, so wären wir vielleicht denen ähnlich geworden, die heute oben auf sind. Da er uns aber zu seinen Werkzeugen ausersehen hat, so muß er uns zuvor in der Trübsalglut läutern und mit dem Hammer der Not hartschmieden. Damit wir lernen, ihm allein zu dienen, zertrümmert er uns alle Höhen, an die wir unser Herz hängen könnten; aber er tut es nicht, weil er uns strafen, sondern weil er uns segnen will.

Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Kann unser Volk zur Herrlichkeit auferstehen, wenn es nicht zuvor gekreuzigt wird? Noch sind unsere Augen gehalten und wir vermögen noch nicht die volle, lichte Wahrheit zu erkennen. Wer eins müssen wir schon heute verstehen: Unser Vater läßt uns leiden in der Weise seines eigenen Sohnes, damit wir uns überzeugen, daß wir auch gleicher Weise auferstehen sollen. Unsere Bestimmung zur Auferstehung ist gewiß; es liegt nur an uns, daß wir's glauben und an diesem Glauben uns aufrichten.

Unser Ostern wird kommen! Osterglaube soll in dieser Nacht unser Trost sein. Schon aber wollen wir beginnen, uns zu rüsten für die Arbeit, die dann unser harrt. Denken wir etwa, Gott lasse uns auferstehen zur Fortsetzung des alten Lebens? Das wäre ein gefährlicher Irrtum. Wir sollen die Bahnbrecher einer neuen Zeit, die Träger eines neuen Geistes werden; die Gefäße aber, d. h. also wir, müssen des kostbaren Inhalts würdig sein. Die Scheinerneuerung der Auguststage von 1914 muß zur Wirklichkeit, zur Tat werden. Wollen wir das erreichen, so müssen wir zwei Gefahren entgegentreten, die unserm inneren Leben drohen. Es sind zwei einander entgegengesetzte, aber gleichmäßig verderbliche Empfindungen, die uns augenblicklich vollkommen natürlich erscheinen und doch, wenn wir ihnen erliegen, uns rascher zugrunde richten, als unsere Feinde es vermögen: verbitterter Hass und hoffnungslose Stumpfheit. Zum Hass haben wir anscheinend volles Recht. Viele werden es uns zum Vorwurf machen, wenn wir ihn nicht haben, werden es auslegen als ein Zeichen

mangelnden Ehrgeihs, ärmlicher Vaterlandsliebe oder feindseliger Schwäche. Aber ich frage nur eins: wollen wir auch einmal, wenn Gott das Blatt der Weltgeschichte wenden wird, so sprechen wie der Herrscher der Franzosen: Endlich ist der Zeitpunkt gekommen, auf den ich fast 50 Jahre gewartet habe? Wollen wir ihm dann tun, was er heute uns tut? Großer Vater im Himmel, bewahre uns; gib uns einen edleren Sieg als den unserer Feinde, schenke uns den Sieg der Selbstüberwindung! Lehre uns sprechen: vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! Wie können wir unsren hohen Beruf erfüllen, wenn wir Slaven einer Leidenschaft sind, die alles Edle und Göttliche in der Menschenseele erstölt? Die Welt leckt nach Liebe; mag sie noch so wild sich anstellen und durch ihre Machthaber zum Hass sich verführen lassen, unsere Schuld darf es nicht sein, daß ihre Sehnsucht nicht in Erfüllung geht. — Freilich, ebenso groß ist die entgegengesetzte Gefahr, die Gefahr der Abstumpfung. Die Leiden unseres Volkes schreien gen Himmel, der sogenannte Friedensvertrag, der von einem mit dem Hungertode ringenden, durch lodende Versprechungen schmählich getäuschten Volke erpreßt worden ist, steht da als ein Schandmal der Ungerechtigkeit. Die göttliche Gerechtigkeit verlangt, daß dieser Vertrag zerrissen wird, und wir als die am schwersten Betroffenen haben die heilige Pflicht, mit allen Kräften, die uns noch zu Gebote stehen, das Werk des Herrn zu fördern. Wir müssen es um unserer Kinder und Nachkommen willen, um unserer Volksgenossen willen, die unter das Joch der Fremdherrschaft gestellt werden sollen, wir müssen es um unserer Feinde selbst willen, die doch auch eine unsterbliche Seele haben und nicht an einer Sünde zugrunde gehen sollen, die vielleicht, wenn sie bestehen bleibt, nicht vergeben werden kann. Nicht wir wollen den Vertrag zerreißen, aber wir müssen die, die ihn aufgesetzt haben, dazu zwingen, daß sie es selber tun, freiwillig von sich aus tun. Zwingen nicht mit dem Schwert, sondern so wie Gott die Menschen zwingt, indem er durch die einfache Wucht der Wahrheit den Saulus zum Paulus umwandelt. Um dieser Aufgabe willen dürfen wir nicht stumpf, nicht gleichgültig, nicht schlaff werden; wir wollen im Gegenteil den Herrn bitten um Kraft und Festigkeit, um Ausdauer und rastlose Arbeitslust, bis wir der Gerechtigkeit zum Siege geholfen haben.

Wie können wir diese zwingende Macht gewinnen, wir, die geliebte, unterjochte, aus tausend Wunden blutende Nation? Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, unser aus Karfreitagsnot geborener Osterglaube, daß wir von Gott zu großen Dingen berufen sind. Wir sollen auferstehen? Warum gerade wir? Andere Völker sind in solchen Stürmen zugrunde gegangen, und heute fragt niemand noch ihnen. Gewiß; aber sie haben nicht wie wir einen Erlöserberuf von Gott erhalten; wir haben das, unser Vater hat uns das mit aller Klarheit offenbart. Ein anderes Volk schien zu diesem Berufe ausersehen, und die Welt hat gläubig zu ihm hinaufgeschaut, weil sie sich sehnte nach dem Aufhören des ewigen Zwiespaltes; aber jenes Volk hat versagt. Sein Präsident hat der Menschheit das Zauberbild eines auf Gerechtigkeit, Freiheit und Ehrlichkeit gegründeten Weltfriedens vorgespiegelt, hat es aber nur getan, um nicht offenbar werden zu lassen, daß ihm der Reichtum einiger seiner Landsleute mehr wert sei, als Lebensglück und Blut von Millionen und Übermillionen. Nun hat Gott uns kreuzigen lassen, damit uns die Augen aufgehen möchten und wir erkennen sollten: ihr seid auserwählt! Es ist keine Anmaßung, so zu sprechen. Gott hat in alten Zeiten ein ausgewähltes Volk gehabt und hat das Ehrenrecht von ihm genommen, weil es seines Berufes unwürdig war. Warum sollen wir nicht an seine Stelle treten? Die Seelen können wir freilich nicht erlösen, dazu ist ein orörkerer da. Aber der Welt vorangehen auf dem Wege zum Frieden auf Erden, ihr Bannenträger sein für den Zukunftstaat, dazu sind wir berufen.

Es ist unvermeidlich, daß wir bei derartigen Gedankengängen uns auch auf solche Ausdrücke und Begriffe beßinnen, die besonders in den sozialistischen Programmen eine wichtige Rolle spielen. Wäre es nicht das Einfachste, wir machen uns diese Programme zu eigen und sprächen, wie es viele ihrer Anhänger tun: sie sind die wahre Auslegung des Evangeliums Christi? Nein, unser Weg muß ein anderer sein; die Kirche muß höher hinaus und tiefer hinein. Die sozialistischen Parteien vor der Demokratie bis zum Kommunismus sind — wie mehr oder minder alle politischen Parteien — trotz ihrer auf dem Papier stehenden großen Ideen tief im Banne der Selbstsucht und der Leidenschaften besangen. Unserer Kirche und ihren

Gliedern ist von ihrem Meister ein anderer Weg für die Zukunft gewiesen. In vergangenen Jahrhunderten hat sie ins Staatsleben eingegriffen, um den Staat zu beherrschen; dieses Bestreben entspricht nicht ihrem Wesen; nicht zu herrschen, zu dienen ist sie da. Das Dienen aber muß sie heute ernster als je nehmen, damit die Menschheit wieder aus dem heillosen Wirrwarr herauskomme, in den sie durch den Krieg und mehr noch durch den Frieden gestürzt worden ist. Wir wissen noch nicht, welche politische Verfassung unser altes Vaterland dauernd annehmen wird; Gott walte, daß es die rechte Lösung finde! Aber wie es auch werde: Die Kirche muß erstreben, daß in der Politik der Zug nach oben und in der Gesetzgebung das Licht des göttlichen Geistes sich offenbare, daß für die Ordnung aller Zustände das Evangelium maßgebend werde. Während die heute siegreichen Völker den alten Kampf der gegenwärtigen Ausbeutung und Uebervorteilung weiterführen, sollen wir die Stadt bauen, die auf dem Berge liegt. Es ist wertlos, sich den Kopf über die Frage zu zerbrechen, ob ein Reich Gottes auf Erden errichtet werden kann, aber es ist notwendig, danach zu trachten, daß die Reiche auf Erden so göttlich als möglich werden. Eines neuen Evangeliums bedarf es hierzu nicht, das Licht des alten hat noch nichts von seinem Glanze verloren; nur der Träger bedarf es, die nicht müde werden, die Fackeln zu halten. Wer soll das tun? Viele sind berufen, aber wenige auserwählt; die Hand des Herrn, der das alles so gelenkt hat, weiß mit einer dem gläubigen Auge unverkennbaren Entscheidung auf uns hin: ihr seid auserwählt; ihr sollt die Welt der neuen, der besseren Zeit entgegenführen. Die, welche noch heute unsere Feinde sind, werden spotten und höhnen, wenn wir uns zu diesem Glauben bekennen, aber nicht sie sind es, welche die Rollen zu verteilen haben: Gott der Herr redet und ruft, und seine Stimme ist allein maßgebend. Ob wir unseres Berufes würdig, ob wir ihm gewachsen sind, das wird die Zukunft lehren. Der Herr gebe uns wache Augen, gläubige Herzen, starken Mut und tätige Hände! Ihm ist kein Ding unmöglich, ihm ist's auch möglich, aus einem zum Tode verurteilten Volk ein Erlöservolk zu machen.

Wird unser Volk am Kreuze sterben? Nein! unser Glaube freidt mit unerschütterlicher Zuversicht: es geht einer gewaltigen, herrlichen Zukunft entgegen; in diesem Glauben werden wir siegen. Wir haben 4 Jahre lang auf einen Sieg gewartet, der die, die uns erwidern wollten, zu unseren Füßen liegen sollte. Dieser Tag ist nicht gekommen. Warum nicht? Etwa weil der Herr uns diesen Sieg nicht gegeben hat? Nein, sondern weil er uns zu höherem ausersehen hat. Und wir wollen flagen und verzagen, wollen Passionslieder anstimmen? Nein, Osterlieder sollen wir singen: Ostern, Ostern, Frühlingswehen, Ostern, Ostern, Auferstehen aus der tiefsten Grabsnacht! Kann die Nacht noch tiefer, noch schwärzer sein als jetzt, da unser heiligeliebtes Volk im Hungerwahn Sinnlich selber zu zerfleischen droht? Es kann nicht noch elender werden. Daraum sprechen wir: Wo die Not am größten ist, da ist Gottes Hilfe am nächsten! Bis zur Hölle haben wir hinabgemükt, nun muß es wieder hinaufgehen, lichtwärts, himmelwärts, dem Ostermorgen entgegen. Der Gott aber aller Gnade, derselbe wird uns, die wir eine kleine Zeit leiden, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen; demselben sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Entweder — Oder!

So heißt die Überschrift eines kleinen Aufsatzes, den Herr Pfarrer Biedner aus Juiz de Fora an die Spitze des diesjährigen Jahresberichts seiner Gemeinde gesetzt hat. Der Aufsatz lautet folgendermaßen:

Wir werden zuweilen vor Entscheidungen gestellt, die auf unsere ganze Zukunft bestimmend einwirken; aus Furcht, in solchen Stunden falsch zu entscheiden, suchen viele, ihnen so lange als möglich aus dem Wege zu gehen. Das ist menschlich, aber nicht richtig; wir werden dadurch in einen traurigen Zustand der Unentschlossenheit und Unruhe gedrängt und erreichen doch nur, was der Vogel Strauß erreicht, wenn er vor einer drohenden Gefahr die Augen im Busch verbirgt und glaubt, die Gefahr, die er nicht sieht, sähe ihn auch nicht. In der Heiligen Schrift finden sich manche aute, freilich auch sehr ernste Worte, die uns vor solchem verfehlten Verhalten warnen. Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? fragt zürnend der Prophet Elias, und Christus mahnt: Niemand kann zwei Herren dienen!

Gerade bei schwierigen Verhältnissen sind Klarheit und Entschlossenheit die besten Wegweiser.

Ich rede von unserer Gemeinde. Wohin steuern wir? Manche machen sich wenig Kopfzerbrechens über diese Frage, andere, die Schwarzeher, reden von Auflösung und Untergang, noch andere sind hoffnungsvoll und denken wenig an Gefahr. Für uns liegt die Schwierigkeit besonders darin, daß wir nicht schlechthin eine christliche, sondern eine deutsch-evangelische Gemeinde sind. Frage ich: Sollen und können wir evangelisch bleiben? so gibt es nur eine einzige Antwort: Ja! unter allen Umständen ja! Ganz anders liegt es mit der Frage: Sollen und können wir deutsch bleiben?

Zunächst das Sollen. Fragen wir Angehörige hiesiger protestantischer, aber nicht deutscher Gemeinschaften, Methodisten, Presbyterianer, Adventisten oder andere, so antworten sie meist: wozu denn? Sprecht die Landessprache, so macht ihr euch die Sache viel leichter und erreicht mehr, könnt vor allem besser Propaganda unter die Hiesigen machen und seid nicht mehr den Nationalisten ein Stein des Anstoßes. — Es liegt etwas richtiges darin; ohne Zweifel versteht zumal die jüngere Generation das Portugiesische eben so gut oder besser als das Deutsche, und die christliche Religion an sich ist nicht an eine bestimmte Sprache gebunden. Eben so klar ist aber, daß wir dann den Charakter unserer Gemeinde gänzlich umwandeln müssen; einfach die Sprache ändern und im übrigen bleiben, wie wir waren, das geht nicht. Es ist nicht bloß die Sprache, es sind ebenso auch die gottesdienstlichen Formen und Gebräuche, der ganze Geist, die dann geändert werden müssten. Wir müssten, um es kurz und klar zu sagen, das deutsche Gewand ausziehen und ein nordamerikanisches anziehen. Warum nicht ein brasilianisches oder schlechthin christliches? Das geht nicht, es gibt noch keine brasilianisch-evangelische Kirche, und ganz ohne Zusammenhang mit einer größeren Kirche können wir nicht bestehen; also müssten wir uns einer der hier vertretenen amerikanischen Kirchen angliedern und wären dann gezwungen, unser Deutschtum preiszugeben, ja zu verleugnen. Wem es keine Beschwerde macht, das Blut der Väter zu verleugnen, für den liegt die Frage einfach, aber wer kann das? Ich frage auch: ist uns das Deutschtum bloß deshalb teuer, weil es das sichtbare Kleid unseres gottesdienstlichen Lebens ist? Ist es nicht das heilige Erbe unserer Väter, der Inbegriff alles dessen, worauf wir stolz sind? Gerade heute, wo wir von aller Welt verfolgt werden, wo man uns die Lebensberechtigung abspricht und am liebsten ausrotten möchte, müssen wir den Wert unseres Volkstums erkennen und unsern Verfolgern mit dem Glaubensmut und der Standhaftigkeit der Märtyrer entgegenrufen: Nun halten wir erst recht fest! Mancher sagt freilich, durch solchen Troß würde dem Gerede von dem perigo allemöglich neue Nahrung gegeben. Aber wer hat denn dieses Gerede aufgebracht? Ausländer, die durch solche Hezereien profitieren wollten; und die es ihnen nachschwärzen, sind Zeitungsschreiber, die für Geld und gute Worte alles schreiben. Die rechtschaffenen brasilianischen Schriftsteller haben öffentlich bekannt, daß die Deutschen hier am ersten bereit gewesen sind, ihr Blut für das neue Vaterland zu vergießen; was wollen wir mehr? Durch Festhalten am Deutschtum leisten wir Brasilien bessere Dienste als durch Aufgeben. Sollte unsere Gemeinde troß allem dem den Versuch machen, die deutsche Sprache aufzugeben und ohne Anschluß an eine bestehende brasilianisch-protestantische Kirche weiterzuleben, so würde sie voraussichtlich sehr bald zu Grunde gehen. Ein großer Teil der Mitglieder würde gleich sich abwenden, und — um bloß eine Schwierigkeit zu nennen — woher einen Pastor nehmen, der vollkommen der Sprache mächtig wäre und doch im Stande, mehr oder weniger den alten Geist festzuhalten? Ich sehe, falls die Gemeinde das Deutsche fallen lassen will, keine andere Möglichkeit als die: gänzliche Auflösung; jeder einzelne mag zusehen, wohin er sich rettet.

Weil aber, so hoffe ich, mit mir die meisten ein derartiges Geschick bitter beklagen würden, so stelle ich die zweite Frage: Können wir deutsch bleiben? Leider kann ich da nicht ein so entschiedenes Ja! aussprechen, wie ich möchte; denn die Schwierigkeiten sind groß. Nur weil ich sie nicht für unüberwindlich halte, möchte ich unsere Mitglieder bitten, doch alle Kraft zur Verhütung des Untergangs einzusehen. Beide sollen zusammen arbeiten, die Gemeinde und die Einzelnen. Den Erwachsenen wird schon ein regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes und fleiße Teilnahme an allen deutschen Veranstaltungen gute Dienste leisten. Sehr oft hört man: wir sprechen ungern deutsch,

weil wir kein gutes Deutsch sprechen; wir genieren uns. Aber unsere Muttersprache sollte uns doch wahrlich so viel wert sein, daß wir um ihretwillen ein bishchen Genieren überwinden können. Allerdings bei den Erwachsenen dürfen wir nicht anfangen, sondern bei den Kindern; wie können wir die für die deutsche Sprache erhalten? Das erste muß die Familie tun; aber die Gemeinde will sie unterstützen, besonders durch Schule und Kindergarten. Vom Kindergarten, der, so Gott will, in absehbarer Zeit wieder ins Leben treten soll, versprechen wir uns da mancherlei Segen. Warum schicken denn aber so viele Eltern ihre Kinder nicht? Alle Gründe, die dafür angegeben werden, reichen nicht hin, um solche Versäumnis zu entschuldigen.

Ich komme da auf den Punkt, der mich zu der Ueberschrift veranlaßte: Entweder — oder. Es ist der Antrag gestellt worden: Zum Konfirmandenunterricht werden künftig bloß solche Kinder zugelassen, die genügend deutsch können, um die Prüfung in deutscher Sprache ablegen zu können. Wird dieser Antrag Wirklichkeit, so heißt es ganz klar: entweder eure Kinder können deutsch, oder sie werden von der Zugehörigkeit zur Gemeinde ausgeschlossen. Manche sagen wohl: ach das ist uns gleichgültig, dann gehen wir eben und lassen die Gemeinde Gemeinde sein. Biele, die so sprechen, gäbts zum Glück nicht; aber auch die wenigen möchten wir um ihrer selbst und ihrer Kinder willen bitten, sich die Sache doch recht ernst zu überlegen. Die Befürchtung, die Gemeinde könnte durch zu strenges Vorgehen ihren Bestand gefährden, ist nicht unbegründet; aber eine Sichtung wird je länger, je mehr notwendig; lieber wenige treue als viele laue und teilnahmlose Mitglieder.

Es ist fraglich, ob der, der diesen Bericht schreibt, noch die diesjährige Konfirmation vollziehen wird. Da aber in diesem Falle ein Nachfolger in die Arbeit eintreten würde, so wäre dieser Wechsel eine günstige Gelegenheit zur Sichtung. Zugleich würde ein gewisser Einblick in die Zukunft der Gemeinde gewonnen werden, wenn folgender Weg beschritten würde: Vor Antritt des neuen Pastors wird sämtlichen gegenwärtigen Mitgliedern ein Schriftstück zur Unterzeichnung vorgelegt, des Inhalts, daß sich die Unterschreibenden verpflichten, so weit es irgend in ihrer Macht steht, die Gemeinde zu stützen und ihr den deutschen Charakter wahren zu helfen. Es müßte etwas weiter ausgeführt werden, in welcher Weise das zu geschehen hat, und die Verpflichtung, die freilich nur eine moralische wäre, aber für einen Christen gerade deshalb ernste, müßte zunächst auf etwa 6—8 Jahre (d. h. eine Amtsperiode eines Pastors) ausgedehnt werden. Nur die, die auf diese Art einen Teil ihres Konfirmationsgelübdes erneuern, könnten weiterhin als Gemeindeglieder gelten. Es wäre gut, wenn sich die Generalversammlung über diesen Punkt entscheidend äußern würde, besonders damit der Vorstand die herrschende Meinung kennen lernt und dementsprechend verfahren kann. In jedem Falle bitten wir, die Frage doch recht ernst zu erwägen, damit wir, wenn auch nicht ruhiger, doch klarer in die Zukunft schauen können. Wir wollen deshalb das Vertrauen nicht verlieren, daß der eigentliche Wagenlenker ein Höherer ist, aber das Vertrauen auf ihn ist unberechtigt, wenn wir nicht unsere Pflicht tun. — — —

Diese Worte des Herrn Pfarrer Biedner scheinen auch uns beherzigenswert. Es gibt auch in unseren Gemeinden Eltern, die der Privatschule, in der ihre Kinder die deutsche Sprache lernen können, die Regierungsschule vorziehen, weil sie nichts kostet. — Noch haben die Konfirmanden zumeist Deutsch schreiben und lesen gelernt, weil sie deutsche Schulen besucht haben, ehe der Eintritt Brasiliens in den Krieg den Schluss derselben hervorrief. Was aber soll werden, wenn erst Kinder zum Konfirmandenunterricht kommen, die zwar deutsch sprechen, aber keine Silbe deutsch schreiben oder lesen können und daher nicht imstande sind, dem Konfirmandenunterricht zu folgen? —

Das bringt mich auf eine andere Frage, über die hier in diesen Blättern schon gehandelt ist, und über die Herr Pfarrer Krause auf der Sitzung des Gemeindeverbandes am 18. April berichten wird. Es ist die Frage des evangelischen Religionsunterrichtes.

Wer diesen erteilen soll, und wo er erteilt werden soll, darüber will ich nicht sprechen. Es ist nur zu begrüßen, wenn recht viele Kräfte, Geistliche wie Lehrer, sich finden möchten, denen diese Frage am Herzen liegt und die sich Mühe geben wollten, daß unsere evangelische Jugend auch Kenntnis vom Inhalt des Glaubens erhält, in dem sie getauft ist. —

Aber auf etwas anderes möchte ich hinweisen. Jeder Katholik hält es für selbstverständlich, daß seine Kinder eine katholisch geleitete Schule besuchen, und daß sie am katholischen Religionsunterricht teilnehmen. Wir Evangelischen hingegen, wir lassen es ruhig geschehen, daß Schulen ohne jeden Religionsunterricht oder sonstigen Gesinnungsunterricht bleiben und unsere Kinder nur mit Wissen schlechthin gefüttert werden. Gibt es doch Evangelische, und zwar wohlhabende Evangelische, die ihre Kinder in katholische Schulen senden, obgleich evangelische Schulen am gleichen Orte bestehen, nur weil sie momentan um 500 Reis dadurch besser wegkommen. Gibt es doch Eltern, die ihre Kinder nicht zum Religionsunterricht schicken, obgleich dazu Gelegenheit ist, weil ihre Kinder zu klein seien oder aus ähnlichen Gründen. Und doch sind die ersten Geschichten des Alten Testaments und die Geschichten vom Herrn Jesu den Kindern in ihrer Sprache erzählt so verständlich und so lehrreich, daß wir kaum etwas besseres finden könnten, den Geist der Kleinen zu füllen und zu bilden. —

Für die Kleinen, d. h. für die Kinder bis zu 8 Jahren genügt ein fortgesetztes Erzählen der einfachsten Geschichten, aber von den Größeren müssen wir verlangen, daß sie auch selbst lesen und nachlesen, und darum hängt mit dem Religionsunterricht auch die Notwendigkeit, daß die Kinder fließend deutsch lesen können auf das engste zusammen. Wie der obige ernste und beherzigenswerte Artikel Herrn Pfarrer Biedners betont: hier gibt es nur ein „Entweder — oder!“ —

Entweder wir bleiben, was wir sind: deutschen Stammes, deutscher Sprache, deutschen evangelischen Glaubens, dann darf uns kein Binter und kein Milkreis zuviel sein, den wir für die Erhaltung dieser Geistesschätze in unserer Jugend ausgeben.

Oder wir geben das alles hin! Dann bleibt uns nur das Katholischwerden und das Aufgehen ins Lusobrasilianertum, wo man uns doch nie für voll nehmen wird! Aber, wer nicht gerade zu den berüsmäßigen Hezern gegen Leute, die ihm nichts getan haben, gehört, wird in dieser Entwicklung keinen Fortschritt sehen. —

Man sage nicht: das hat noch Zeit, das liegt im weiten Felde. Und auf den einzelnen kommt es nicht an! —

Die Entwicklung geschieht heute, und jeder einzelne baut auf oder zerstört. Was in Juiz de Fóra heute schon fast unabwendbar erscheint, steht bei uns vor der Tür! Darum: Entweder — oder! —

N.

„Die Strafe geteilt.“

Ein Pfarrer unseres Landes hatte einen munteren, 14jährigen Sohn, der Schüler einer Hochschule war. Eines Tages kam der Klassenlehrer zum Vater des Knaben und fragte ihn: „Ist Ihr Sohn krank? Er ist seit drei Tagen nicht mehr zur Schule gekommen.“ Der Vater wurde traurig, er wußte es, daß der Junge leichtfertig neben die Schule gelaufen war; er dankte aber dem Lehrer für die Nachricht.

Bald darauf kam der Knabe nach Hause, der Vater rief ihn zu sich auf sein Zimmer und sagte ihm in ernstem Ton: „Soeben war dein Lehrer da und hat mir erzählt, was du in den drei letzten Tagen getrieben hast. Es tut mir weh, mein Kind. Bisher hatte ich dich für aufrichtig gehalten und dir in allen Stükken getraut; und jetzt warst du drei Tage lang eine — lebendige Lüge. Ich bin tief betrübt.“ Dem Knaben fiel die Sanftmut des Vaters schwer aufs Herz, eine strenge Züchtigung wäre ihm leichter vorgekommen. Dann sprach der Vater: „Wir wollen miteinander beten!“ Sie beugten zusammen ihre Kniee und während des Gebets kam dem Knaben seine Sünde zum vollen Bewußtsein. Weise begann er zu weinen und auch in den Augen des Vaters glänzten Tränen. Da sagte der Vater in sehr freundlichem Ton: „Mein Kind, es gibt ein unumstößliches Lebensgesetz: Wo Sünde ist, da muß Leiden sein. Sie sind nicht zu trennen, diese beiden Begriffe. Gott hat mir, deinem Vater, heute eine schwere Aufgabe gestellt; ich darf mich ihr aber nicht entziehen. Komm mit mir in die große Dachstube. Wir stellen dir dort ein Pult ans Fenster, machen dir ein Bett zurecht. Das Essen wird dir zur gewohnten Zeit gebracht werden; jedoch, mein Kind, — drei Tage und drei Nächte mußt du dort oben bleiben, gerade so lange, als du eine lebendige Lüge gewesen bist.“ Herzlich lästerte jetzt der Vater seinen Sohn und ließ ihn dann allein in dem stillen Dachzimmer.

Als abends die Eltern beim Nachessen zum erstenmal allein zu Tische saßen, vermochten sie kaum einen Bissen zu sich zu nehmen; sie gedachten unausgesetzt ihres einsamen Sohnes, der oben auf dem Boden des Hauses eingeschlossen war. Auch im Wohnzimmer, wo sie nachher beisammensahen, war's diesmal still, — ungewohnt still. Es war für alle ein schwerer Abend. Die Eltern gingen zu Bett, konnten aber nicht schlafen; ihre Herzen waren dazu zu bewegt. Mitten in der Nacht sprach der Vater: „Mutter, ich halte es nicht länger aus, — ich gehe hinauf zu unserem Kinde!“ Er ging auf den Estrich, klügte die Türe auf und tastete sich hin zum Bett seines Sohnes. Der Knabe war noch wach und weinte leise vor sich hin. Herzlich umarmte ihn der Vater und machte sich dann selber im Zimmer ein Lager zurecht. So tat er's auch in der folgenden Nacht und auch in der dritten: er nahm Teil an der Strafe seines Sohnes. — Heute ist dieser Knabe erwachsen und ein Verkünder des Evangeliums, nicht nur mit seinen Lippen, sondern mit seinem gesamten Leben.

Scheint nicht in dieser kleinen Geschichte der Vater das Bild Gottes wiederzuspiegeln? Zwar recht unvollkommen — das vollkommene Bild Gottes ist nur unser Heiland; — eine große Wahrheit beleuchtet aber doch auch dieses einfache irdische Erlebnis: Gott kann die Sünde nicht wegnehmen und die Strafe nicht aufheben; aber gleich diesem liebenden irdischen Vater hat auch Gott gehandelt: In seinem Sohne Jesus ist er gekommen und hat dort, wo die Sünde hinführen muß, der Menschheit Strafe getragen. — Wer hat je eine solche Liebe gesehen? Und dieser Gott lebt mit uns. Sollte nicht unser ganzes Leben ihm gehören?

Warum?

Drei Kreuze, mein Freund, o siehst du sie dort
Auf Golgathas Hügel stehn?
Was mag bedeuten der grause Ort,
Den mein Auge dort muß seh'n?
„Zwei Mörder sind's, die den Tod verdient,
Der Dritte unschuldig Straf' empfing.“

Unschuldig getreuzigt, o sprich, warum
Hat denn solches man getan?
Wie konnten Menschen so grausam tun,
Nahm sich niemand seiner an?
„Verlassen von Menschen und von Gott,
Ward elenden Mörtern er ein Spott.“

Die Ursach', warum denn hakte man ihn,
Wenn Böses er nicht vollbracht?
Wenn kein Verbrechen belastet ihn,
Wenn keine Schuld auf ihm lag?
„Er duldet den Tod für dich und mich,
Freiwillig gab er als Opfer sich.“

Freiwillig als Opfer, sagst du, für mich,
Mußte denn solches geschehn?
Was hab' getan denn Schreckliches ich?
Bin Schuld ich solcher Vergehn?
„Die Last deiner Sünd' war groß genug,
Doch er dafür mußt' werden zum Fluch.“

Ja, meine Sünden sind, ach, gar so groß,
Für diese, sagst du, er starb?
Ich wäre jetzt aller Sorgen los,
Weß er mir das Hell erwarb?
„Ja, ja, du bist frei durch seinen Tod,
Du bist durch ihn jetzt versöhnt mit Gott.“

D. Heuer.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Nachruf für Pfarrer W. Leesch. Am letzten Tage des schmachvollen Jahres 1919 ist der frühere Seelsorger der Gemeinde Petropolis, Pfarrer Leesch, in der Klinik zu Halle a. d. S. nach langer Krankheit schließlich doch unerwartet einer Gallensteinoperation erlegen. Walther Leesch wurde am 3. Januar 1881 geboren. Schon im Jahre 1899 bestand er die Reifeprüfung und wurde, nachdem er von 1899 bis 1902 die

Universitäten Tübingen, Marburg, Berlin und Greifswald besucht, sowie die beiden theologischen Prüfungen vor dem Königlichen Konsistorium in Stettin 1903 und 1905 ordnungsmäßig innerhalb des geringst möglichen Zwischenraums abgelegt hatte, Ostern 1905 an der Privatschule in Blasewitz (Hannover) angestellt, worauf er von Ostern 1906 bis September desselben Jahres als Vikar in Niederschönhausen bei Berlin arbeitete und dann von dem Königlichen Konsistorium in Stettin zum Hilfsprediger ordiniert wurde. Während der Jahre 1906/07 war Leesch als Jünger Wicherns an den Kinkenmühler Anstalten bei Stettin und erhielt hier Gelegenheit seine persönlichen Anlagen, Begabungen und Neigungen zu pflegen. So wurde der Evangelische Ober-Kirchenrat auf ihn aufmerksam und übertrug ihm das Pfarramt der Deutschen Evangelischen Gemeinde zu Petropolis in Mittelbrasiliens, wohin er seine Einberufung im Jahre 1907 erhielt. 1911 nahm er an den Arbeiten der mittelbrasilienschen Pfarrkonferenz zur Gründung der mittelbrasilienschen Synode teil und wurde im Jahre 1912 Vorstandsmitglied und als erster Schriftführer dieser Körperschaft. 1914 zum Pfarrer in Creisfeld bei Eisleben (Prov. Sachsen) ernannt, bekam er bald seine Einberufung als Feldprediger mit dem Range eines Divisionspfarrers. Nach Beendigung des ehrenvoll siegreich geführten, schmachvoll beendigten Krieges lehrte er in sein letztes Pfarramt in Creisfeld zurück, dessen Geschäfte er noch bis zu seinem Ende führte.

Nun ist er heimgegangen und an seinem letzten Geburtstage zur letzten Ruhe geleitet worden. An seinem Grabe weinen Weib und Kind, weinen die Letzten, die ihm geblieben aus seinem Vaterhause; doch nicht sie allein. Auch wir hier in Mittelbrasiliens trauern um ihn, wenn er auch zuletzt nicht mehr in äußerer, sichtbarer Form uns angehört hat. Hat er doch seine ganze Kraft, ja sich selbst bis zur Selbstausopferung in den Dienst der von ihm vertretenen Sache gestellt. Das Wort des alten Lütherliedes hat er buchstäblich gefasst: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, lasst fahren dahin!“ Nicht waren ihm die Schwierigkeiten gerade seines Wirkungskreises, seines Arbeitsfeldes verborgen. Dornen und Disteln hat es auch ihm getragen, während er im Schweiße seines Angesichtes sein Brot aß. Aber er wollte Haken und Spaten nicht fortwerfen; und wenn wir heute Eichen- und Lorbeerkränze zwischen Palmen auf sein Grab legen, wollen wir gerade dessen gedenken. Wir wollen ihm die Treue bewahren, die er gezeigt hat in Kirche und Schule, Synode und Gemeinde. Mag seine Güte bisweilen die Grenzen der Wirklichkeitswelt überschritten haben, mögen daraus falsche Folgerungen für Zucht und Ordnung in der Gemeinde gezogen sein, mag seine Liebe zum Deckmantel der Bosheit und der Uneinigkeit genommen sein. Der Geist Walther Leesch's ist es nicht, der hier spricht. Ihm rufen wir, die wir ihn als Bruder und Mitsreiter, als Botschafter an Christi statt geliebt zu unserer eigenen Beherzigung es über das Grab hinaus: „Siehe, du hast viele unterwiesen, und lasse Hände gestärkt; deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet, u. die bebenden Knie hast du gekräftigt.“ Job 4, 34.

Der Vorstand der Evangelischen Synode Mittelbrasiliens.

J. A.: Hermann Fischer.

Franz Pastor Bürger †. Schmerzliche Teilnahme hat die Nachricht von dem Tode der Gattin des Pfarrers Bürger nicht nur in seiner früheren Gemeinde Pommerode, sondern auch in vielen Familien des Kreises Blumenau ausgelöst, welche die Heimgegangene schätzten und liebten und vor wenigen Monaten gesund und hoffnungsfroh die Heimreise nach Deutschland antreten sahen. Welche Lebensschicksale hat der schreckliche Krieg auch im kleinen Kreise offenbart! Da reist der Gatte im Mai 1914 mit seiner leidenden Frau in die alte Heimat, damit sie dort durch eine Operation Heilung von ihren Leiden finde. Im November desselben Jahres, als das Ehepaar auf der Rückreise nach Brasiliens begriffen ist, trifft den holländischen Dampfer, auf dem es reist, als ersten das Los, daß er von einem französischen Kreuzer angehalten wird und sämtliche deutschen Männer gefangen genommen werden. Fünf Jahre lang schmachtete Pfarrer Bürger in französischer Kriegsgefangenschaft, erst im November 1919 sah er, der nie die Waffe getragen hatte, die deutsche Heimat wieder. Fünf Jahre lang musste die Gattin, getrennt von ihrem Gemahl, in Brasiliens leben, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr auf das Ende des Krieges und die Wiedervereinigung wartend. Endlich kann sie heimreisen. Im Januar dieses Jahres kommt sie bis Wesel am Rhein. Dort erkrankt sie an der Grippe und wird ins städtische Krankenhaus gebracht. Der aus Stral-

sund in Pommern telegraphisch herbeigerufene Gatte kommt noch zur rechten Zeit an, um nach fünfjähriger Trennung ein kurzes Wiedersehen mit der innig geliebten Frau zu feiern. Dann wird sie ihm für immer durch den Tod entrissen. Frau Clara Bürger starb am 23. Januar in Wesel und wurde am 2. Februar zu Gustow auf der Insel Rügen zur Erde bestattet. Sie ist „nach Hause“ gekommen, im Sinne des Jung-Stilling'schen Wortes: „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!“

Den einsamen Witwer, vor dessen Seelenleid sich teilnehmende Nächstenliebe in stiller Ehrfurcht beugt, möge das Lied, das ihn in seiner Kriegsgefangenschaft getröstet hat, auch in dieser schwersten Trübsal aufrichten: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden... Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.“ (Psalm 126.) G.

Pommerode. Herr Pfarrer Liebhold sieht sich leider aus Gesundheitsrücksichten genötigt, in den nächsten Monaten die Heimreise nach Deutschland anzutreten. Darum hat die Gemeinde, die ihren Seelsorger gern bei sich behalten hätte, den Besluß fassen müssen, den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin um die Aussendung eines neuen Geistlichen zu bitten. Da die Heimatkirche wegen der tief gesunkenen deutschen Bevölkerung nicht mehr in der Lage ist, leistungsfähige Gemeinden durch Gehaltszuschüsse zu unterstützen, so hat auch Pommerode das Pfarrgehalt auf 2:500 \$ und den Mitgliedsbeitrag auf 5 \$ erhöht. Die Reisekosten in Höhe von 1:500 \$ werden durch Sammlungen aufgebracht und demnächst nach Berlin überwiesen. G.

Bella Alianca. So lautet der Name einer neuen Pfarrgemeinde, die sich aus den bisher vom Reiseprediger des Südarmbeirkles pastorierten Gemeinden Südarm, Matador, contra, Trombudo, Pouso Redondo, Tajo und der bisher von Santa Thereza aus bedienten Gemeinde Serra Negro gebildet hat. Der Vorsitzende des Gemeindeverbandes Pfarrer Gabler hatte am 1. Februar eine vorberatende Versammlung mit Abgeordneten der meisten Gemeinden abgehalten, in welcher über die Berufung eines eigenen Geistlichen, Aufbringung der Reisekosten, Bau eines Pfarrhauses am Südarm und die nötigen Geldfragen eine erfreuliche Einstimmigkeit zum Ausdruck kam. Eine Gründungskommission, in welche die Herren Georg Schütz, W. Ern und Hoeltbaum gewählt wurden, nahm die Angelegenheit in die Hand, und so kam es am 29. Februar zur Gründung der Pfarrgemeinde Bella Alianca, welche zunächst aus 291 Familien besteht, aber im Hinblick auf die große Kolonisation in jenem Gebiet bald eine der leistungsfähigsten sein wird. Das Pfarrgehalt ist für den Anfang auf 2:5000 \$ festgesetzt, der Mitgliedsbeitrag wird voraussichtlich 6 \$ betragen. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin ist um Aussendung eines Geistlichen gebeten worden, und für die Reisekosten wird die Summe von 1:500 \$ aufgebracht. Das Pfarrhaus wird auf dem Grundstück der Schul- und Kirchengemeinde Südarm erbaut, und als Bausumme wird der Betrag von 3:500 \$ ausgeworfen, der durch besondere Umlagen einkommen soll. Den Plan und Kostenvoranschlag liefert Herr Tarun vom Trombudo. So ist nun ein guter Anfang gemacht. Gott der Herr aber sei der Gemeinde freundlich und segne das Werk ihrer Hände und schenke ihr bald einen tüchtigen Geistlichen. G.

Mittelbrasiliens. Die Gemeinden der deutsch-evangelischen Synode Mittelbrasiliens haben eine Kirchenkollekte für die hungernden Kinder Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs gesammelt. Der Ertrag ist folgender:

Espirito Santo: Gemeinde Campinho 250 \$, Gemeinde California 521 \$, Gemeinde Sta. Leopoldina II-Tequitos 520 \$, Gemeinde S. Leopoldina I 1:950 \$ 500; **Minas Geraes:** Gemeinde Juiz de Fora 160 \$; **Rio de Janeiro:** Gemeinde Petropolis 235 \$, Gemeinde Rio de Janeiro 780 \$; **São Paulo:** Gemeinde S. Paulo 71 \$, Gemeinde Rio Claro 408 \$, Gemeinde Campinas 1:632 \$; Gesamtsumme 6:527 \$ 500.

Die Verteilung ist so geregelt, daß im allgemeinen drei Viertel dieser Summe Herrn Propst D. Braunschweig nach Danzig-Langfuhr zur Weiterleitung, ein Achtel an das Evang. Pfarramt A. B. in Wien I, Dorotheengasse, und ein Achtel an das Evang. Pfarramt A. B. und S. B. in Graz, Kaiser-Josefs-Platz, überwiesen sind. Ausgenommen von diesem Verteilungsmodus sind 371 \$, der Sammlung in California, die dem Evang. Frauenverein in Berlin-Groß-Lichterfelde übermittelt wurden. **Pfr. Georg Ratsch, S. Leopoldina I.**

Für den Familientisch.

Im Schatten des Kreuzes.

Von E. Evers.

I.

Hell leuchtete die Mittagsonne in die Fenster hinein, aber die Menschen, welche darinnen sahen, sahen die Sonnenstrahlen nicht, und ihre Augen waren helle geworden im Sonnenlicht. In dem einen Zimmer saß der Zimmermeister Dolmann. Seine Augen waren geöffnet und schauten unverwandten Blides auf das Kindlein, das neben ihm in seinem Wagen lag. Die Märschonne ließ ihre Strahlen auf die Decke gleiten, und ihr heller Schein wusste viel zu erzählen von Frühlingslust und Leben; aber der Meister sah den Goldglanz nicht, mit dem die Sonne sein Kind umwoben hatte. Er sah das Licht, die Liebe und das Leben nicht, das neben ihm im Wägelchen lag, obwohl er mit offenen Augen in dasselbe hineinschaute. Die Augen sahen sehr ernst — sehr traurig, sie sahen schier verzagt und trostlos aus. Darum sahen sie das Leuchten der Frühlingsonne nicht.

Im andern Zimmer saß auch eine, welche das Sonnenlicht nicht sah. Aber sie sah nichts, weil sie die Augen geschlossen hatte. Sie hielt ihr Mittagschlafchen, hatte das Haupt an die hohe Lehne ihres Sessels gelehnt und schlief so fest und so ruhig wie ein Kind, das von der Mutter ins Bett gebracht und zugesetzt ist. Um ihre Lippen spielte ein süßes Lächeln, und über ihr Angesicht war's ausgebretet, als wär's der Glanz der Frühlingsonne. Die Sonne schien aber nicht in das Gesicht des Mütterchens hinein; und wer die Mutter genauer betrachtete, der mußte bald sehen, daß sie ein Häuslein Elend sei, denn neben ihrem Stuhle stand eine Krüde und ein Stock: das waren die Stühlen, mit deren Hilfe sie durch das Haus wankte. Die eine Schulter stand höher als die andere, und der Rücken blieb gebeugt, obwohl er sich seit an die Stuhlschne gefügt hatte.

Das war Frau Dolmann, des Meisters Mutter. Einst war sie eine rüstige, flinke Frau gewesen; aber Krankheit, Eicht und zuletzt ein schwerer Fall hatten sie zu einer gebrechlichen Gestalt gemacht. Wie wenn der Sonnenstrahl sich die Bahn bricht durchs dunkle Gewölk und dann urplötzlich ein dunkles Gemach hell macht, so glitt es licht und freundlich über das Angesicht der Schlafenden. Wenn liebliche Träume Herz und Hirn umgaßen, dann malen dieselben das Leben oft viel sonniger als es in Wirklichkeit ist. Die Seligkeit der Erlösten zeichnen wir wohl mit dem Wort des Psalmlisten: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.“

Frau Dolmann ist erwacht, und da sie die Augen aufschlägt, gleitet noch einmal ein freundliches Lächeln ihr über das Gesicht, und ihre Lippen flüstern: „Das war so wunderbar und herrlich, — so herrlich, wie man es in Wirklichkeit nicht erfährt, sondern nur im Traum.“

Mutter Dolman hatte geträumt, daß sie in einem goldenen Königspalast sei. Da glänzten die Wände wie Gold im Sonnenschein. Mitten in einem großen Gemach saß ein König auf seinem Thron. Um seine Schulter wallte der Purpurtmantel, und auf seinem Haupte prangte eine Krone. Sie selbst stand gestützt auf Krücken und Stock vor des Thrones Stufen. Sie war aber keine alte Frau, sondern war ein Kindlein. Da ihr das Gehen so schwer wurde, hatte der König sich zu ihr herniedergeneigt von seinem Throne, hatte seine Hand zu ihr ausgestreckt, hatte sie mit seinem starken Arm aufgehoben und auf seinen Schoß gesetzt. All ihre Schmerzen hatte sie nun vergessen, weil der König ihr all seine Schäke gezeigt hatte. Er hatte das Kreuz, welches er als das Ehrenzeichen auf seiner Brust trug, von seinem Halse genommen und hatte es ihr an die Brust gehestet. Sie hatte sich desselben wohl geschämt und hatte ihm gesagt, daß sie es nicht verdient habe, er aber hatte in holdseligen Worten ihr erwidert, daß er aus königlicher Huld ihr seinen Orden schenken wolle, als hätte sie ihn selbst verdient, und keinen andern Dank wolle er von ihr haben, als daß sie ihn lieb habe ihr Leben lang. Geschmückt mit des Königs Orden habe sie auf seinem Schoß

geruht Tag um Tag und Woche um Woche und Jahr um Jahr, — bis sie eine Mutter und Großmutter geworden und bis ihr das Haar grau geworden sei. Der König aber saß auf dem Thron, und sein Angesicht glänzte immerdar in der Schönheit ewiger Jugend. Seine Hand war ausgestreckt und regierte die Welten. Die Engel folgten den Winken seines Fingers, und die Frommen allzumal auf der ganzen Erde lauschten auf sein Wort.

Es war ein wunderlieblicher Traum. Da sie so Jahr um Jahr auf des Königs Schoß gesessen und sich in seiner Liebe gesonnt hatte, sah sie drunter um des Thrones Stufen ihre Kinder umhergehen, den Peter und die Christine. Die sahen beide brav aus, aber sie gingen einander aus dem Wege, kümmerten sich nicht umeinander und kümmerten sich nicht um den König, um dessen Thron sie herumgingen. Ihr Mann, dem sie schon vor vierzehn Jahren das Kreuz auf dem Friedhof gesetzt hatte, stand neben ihr an der Seite des Königs, geschmückt mit einer strahlenden Krone. Sie hatte ihm schon oft zugerufen, er möge den beiden Kindern sagen, daß sie herantreten und niederhnieen möchten an den Stufen des Thrones. Er antwortete: „Sehr oft habe ich sie schon geladen, aber sie wollen nicht kommen“; und Mutter Dolmann fragte ihn: „Auch ich habe sie oft gerufen und geladen, aber auch meine Stimme hören sie nicht“. Während sie also mit ihrem Manne redete, wurde sie betrübt über ihre Kinder. Der König aber, welcher in ihrem Auge eine Träne schimmern sah, beugte sich zu ihr hernieder, wischte ihr die Träne von der Wange und sagte: „Sei stille, mein Kind; was Vater und Mutter mit ihrer Stimme nicht bewirken können, das kann ich tun mit dem Winken meiner Hand.“ Er nahm aber in seine Hand das Kreuz. Es war ein großes Kreuz mit einem mächtigen Querholzen; und an dem Balken hingen hier und da noch etliche Spitzen der Dornenkrone, die dem König von seinem Haupte genommen war. Mit diesem Kreuze wirkte der König denjenigen, welche um seinen Thron herumgingen. Als aber die Kinder der Mutter Dolman das Winken sahen, standen sie eine Weile ganz stille, als ob sie sich besinnen wollten, und dann kamen sie heran an des Thrones Stufen, um den König anzubeten. Da sie aber knieten und ihre Häupter gebeugt hatten, streckte der König seine Hand aus und zog sie an sein Herz.

Da erwachte die Frau Dolmann, rieb sich den Schlaf aus den Augen und besann sich einen Augenblick. Noch einmal glitt ein freundliches Lächeln über ihr Angesicht. Dasselbe wich aber bald einem ernsten Zuge. Sie blickte durch die Türspalte ins andere Zimmer hinein: Da sah sie ihren Sohn sitzen an dem Wagen seines Kindes, seines einzigen Kindes. Sie konnte von ihrem Lehnsstuhl aus zu ihm hinüberschauen. Er saß noch gerade so da, wie dazumal, als sie hatte einschlafen wollen: das Haupt war noch ebenso tief herniedergesunken, und die ganze Gestalt war gebeugt. Sie mußte immer wieder an ihren Traum denken, und sie mußte immer wieder zu ihrem Sohn hinüberschauen. Ja, es war wohl ein schöner Traum; aber es war ihr doch, als wenn ihr derselbe eine Last aufs Gewissen lege. Sie gedachte der vergangenen Jahre, und sie gedachte der Worte ihres Königs: „Was Vater und Mutter mit ihrem Winken nicht können, das kann ich mit dem Winken meiner Hand.“ Sie gedachte der vergangenen Zeiten. Fromme Eltern Hände hatten sie hinausgeführt ins Leben, und einem frommen Manne hatte sie die Hand gereicht zum Bunde fürs Leben. Sie hatten miteinander gehandelt und waren miteinander gewandelt nach dem Worte des Psalmlisten: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Jesaath! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.“ Ihr Mann war ein fleißiger und nüchtern Schlossermeister; zwei Kinder hatten sie zu Grabe tragen müssen, bevor dieselben schulpflichtig geworden waren, der Peter und die Christine waren ihnen geblieben. Die beiden wurden von den Eltern erzogen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Mutter Dolmann war oft leidend und war manchmal ungeduldig. Die beiden Kinder waren lebhaft und flüchtig. Da sollten die Mahnungen der Mutter viele Schäden

bessern, da der Vater sich meistens in der Werkstatt aufhielt, und selbst wenn er daheim war, sich um die Erziehung der Kinder nicht viel bekümmerte. Die Mutter aber mußte oft klagen, daß der Peter einen steifen Nacken habe, und je mehr sie rede, desto weniger er folge, und daß die Christine das gute Wort oft in den Wind schlage. Der Meister hatte wohl einmal in einer stillen Stunde, als die beiden allein beisammen saßen, und als die Mutter wieder über ihre Kinder seufzte, gesagt: „Mutter, ich glaube, es würde besser sein, wenn du weniger reden würdest. Es mag den Kindern mit deinen Mahnungen und Warnungen ähnlich so gehen, wie uns beiden mit dem Gesang des Kanarienvogels: wir haben uns so sehr an denselben gewöhnt, daß wir ihn gar nicht mehr hören; und je lauter der kleine gelbe Gast schmettert, desto lauter reden wir miteinander.“

„Aber, Vater,“ hatte sie dazumal erwidert, „ich rede doch nichts weiter, als was ihnen nötig ist zu hören.“

„Vielleicht könneſt du es mit weniger Worten tun,“ erwiderte er.

Das ist schon lange her, als der Meister diese Worte geendet hat, ... sehr lange; denn derselbe ruht schon seit vierzehn Jahren im Grabe, und die Mutter Dolmann lebt seit zehn Jahren im Hause ihres Sohnes. Sie glaubte das Wort ihres Mannes schon vergessen zu haben; aber heute, da sie den Traum geträumt hat vom Mirkel des Kreuzes, gedenkt sie desselben; und da sie desselben gedenkt, faltet sie die Hände, schaut durch die Türspalte und betet für die Kinder.

II.

Lange — lange Zeit hat der Meister neben seinem schlafenden Kinde gesessen, wohl ein Stunde lang oder noch länger. Die Vergangenheit ist ihm an seiner Seele vorübergezogen — und er hat viel Licht und viel Schatten sich über dieselbe ausbreiten sehen. Es waren sonnige Tage, da er drüber in Roßstadt in der Lehre war. Wohl hatte er tüchtig arbeiten müssen; aber das Arbeiten hatte er daheim bei den Eltern schon gelernt, und er hatte gesunde Glieder und starke Knochen und freute sich, daß er arbeiten könnte. Dann ist er auf die Bauschule gekommen, hat sehr fleißig gelernt und hat sparsam gelebt. Den Glauben, den er aus dem Elternhause mitgebracht hatte, hat er dazumal allmählich mit einem andern vertauscht. Gottlos und glaubenslos wollte er nicht werden; aber er wollte sich halten an die Macht und an die Gesetze der Natur und an die Einsicht des menschlichen Verstandes. Als er unter der Fahne des Königs stand, ist ihm der Vater gestorben. Es war ihm ein tiefer Schmerz, als er wieder heimkam und den treuen Vater nicht mehr sehen konnte. Der Schmerz ging ihm um so tiefer ins Herz, als er dazumal auch das Vaterhaus nicht wiederfand. Das Haus war wohl noch da: es stand in Steinfurt am Markt, da, wo es immer gestanden hatte; aber es wohnten fremde Leute drin. Die Mutter hatte in Hessenhöhe eine Schwester, welche etliche Jahre mit ihrem Mann in kinderloser Ehe gelebt hatte und nun schon seit vielen Jahren Witwe war. Dieselbe war sehr wohlhabend und nahm in Glaubenssachen denselben Standpunkt ein wie die Mutter.

Der Peter hatte niemals gern bei der Tante geweilt, weil sie ihm stets hatte Flor zu machen gesucht, daß er der Welt absagen und sich ganz in den Dienst seines Heilandes stellen müsse. Sie hätte ihm gern die Mittel zum Studieren gegeben, wenn er ein Pfarrer hätte werden wollen, er aber hatte schon als Knabe die Tante gefragt, ob er denn nicht ebenso wohl in einem weltlichen Beruf seinem Herrn dienen könne, als wenn er ein Pfarrer werde. Darauf hatte sie ihm erwidert, daß der weltliche Beruf auch die Gefahr der Verweltlichung mit sich bringe. Der Knabe hatte zu solcher Rede der Tante den Kopf geschüttelt. Er aber war ihr am liebsten fern geblieben, weil er sich stets versucht fühlte, ihr zu widersprechen, und weil sie sein Widersprechen als Ausdruck des Hochmutes und des Trockes bezeichnete. Die Schwester Christine war schon zu den Lebzeiten des Vaters oft bei der Tante zum Besuch. Sie hatte zwar einen ganz andern Sinn als diese, war lebhaft, frisch und fröhlich, hatte auch ein Stücklein vom Geist des Widerspruchs, wie der Bruder, und war nicht so bedächtig und besonnen wie dieser, sondern schlug manches Wort heraus, das nicht auf die Waagschale gelegt war; aber wenn das Wort zurückgewiesen war und man ihr vorgehalten hatte, daß sie unrecht geredet habe, dann wurde es ihr nicht schwer, das Wort zurückzunehmen und um Verzeihung zu bitten. Als nun der Peter aus dem Dienst entlassen und heimgekehrt war, mußte

er etliche Wochen bei der Tante weilen, weil auch die Mutter und die Schwester dorthin übersiedelt waren. Lange hielt er's dort nicht aus; denn es tat ihm wehe, daß er wenigstens von der Tante als ein verlorener Sohn angesehen wurde, obwohl er sonntäglich mit ihr ins Gotteshaus ging, und sie ihm einräumen mußte, daß er einen durchaus sittlichen Lebenswandel führe. Sie erklärte ihm, daß er in der Blindheit der Selbstgerechtigkeit dahin lebe und ewig verloren gehen werde, wenn er sich nicht belehre. Er zog wieder hinaus in die weite Welt, aber ob er auch seine Freude daran fand, die fremden Städte kennen zu lernen und sich weiter auszubilden, so war doch in seinem Herzen die Liebe zur Heimat und zu den Seinen lebendig, und er lehrte heim, um sich in Steinfurt als Zimmermeister niederzulassen. Der Mutter bereitete er durch seine Heimkehr eine große Freude, denn sie hatte gefürchtet, daß er draußen bleiben werde. Sie erklärte, daß sie zu ihm kommen und ihm den Hausstand führen werde, und er nahm dies Anerbieten mit Dank an. Zwar war sie damals schon gebrechlich und litt an der Gicht, aber da sie nur für sich und ihren Sohn zu sorgen hatte, so konnte sie dasjenige, was zu besorgen war, ausrichten. Auch die Schwester, welche etliche Jahre jünger war als der Peter, war so fränklich; aber sie war bei der Tante wohl versorgt. Wenn die Meinungen der beiden auch oft auseinandergingen, so hatten sie sich doch so aneinander gewöhnt, daß sie sich nicht trennen wollten.

Peter Dolmann fing mit kleinen Bauten an; aber man sah bald, daß der junge Meister tüchtig und strebsam sei und schenkte ihm Vertrauen. Er hatte Aussicht, einen großen Bau übernehmen zu können, aber ihm fehlte das dazu nötige Betriebskapital. Die Schwester war gerade bei ihrem Bruder zum Besuch, als die Verhandlungen geführt wurden.

„Christine,“ sagte er, „die Tante hätte nur nötig, ihren Namen einmal unter einen Scheid zu schreiben, dann wäre mir geholfen.“

„Das wird sie nicht tun,“ erwiderte sie, „denn sie hat schon gesagt, daß sie dir kein Geld leihen würde, weil dasselbe bei dir nicht angewandt werde zur Ehre des Herrn.“

Der junge Meister war ein ruhiger und besonnener Mann, als er aber dies Wort gehört hatte, war er aufgesprungen, war etliche Male im Zimmer auf- und abgelaufen und hatte zu seiner Schwester gesagt:

„Christine, die Tante wird doch ihr Geld nicht bloß zum Bau von Kirchen oder frommen Anstalten hergeben wollen, oder wird es doch nicht nur in solche Hände legen wollen, die sich gerade so falten wie die übrigen. Hat sie denn nicht jetzt große Summen auf der Bank stehen? Weiß sie nicht, daß auf der Bank niemals danach gefragt wird, ob derjenige, welcher Geld leihst, ein Christ oder ein Heide ist?“

„Aber du bist nicht eine Bank,“ sagte Christine, „sondern du bist ihr Verwandter, und sie ist der Meinung, daß sie dich im Trachten nach irdischem Gewinn bestärken würde, wenn sie dir Betriebskapital gibt.“

„So möchte sie,“ fuhr er fort, „mich für tausend Taler fromm machen. Christine, ich hoffe, daß du deinen Bruder höher schätzt, als daß du denken solltest, daß er für Geld seine ehrliche Überzeugung aufgibt und ein Heuchler wird.“

(Schluß folgt.)

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau und Itapava.

Die Gottesdienste können im Hinblick auf meine bevorstehende Abreise erst durch die Zeitungen bekannt gemacht werden.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 11. April: Einsegnung in Corijos.

Sonntag, 18. April: Tagung des Gemeindeverbandes in Blumenau.

Sonntag, 25. April: Gottesd. im Freiheitsbach.

Sonntag, 2. Mai: Gottesd. u. heil. Abendm. in S. Maria.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 11. April, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd. in Itajahy.

Sonntag, 18. April: kein Gottesdienst. (Gemeinde-Verband.)

Sonntag, 25. April, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Neumann.